

ANDRÉ GODFERNAUX. **Le sentiment et la pensée et leurs principaux aspects physiologiques.** *Bibliothèque de philosophie contemporaine.* F. Alcan, Paris. 1894. 224 S.

Verfasser geht von psychopathologischen Beobachtungen aus. Er nimmt mit Recht an, daß gerade in pathologischen Fällen reiche Gelegenheit geboten sei, die gegenseitige Abhängigkeit der intellektuellen und affektiven Vorgänge zu studieren. Die Studien selbst fallen im vorliegenden Falle allerdings höchst oberflächlich aus. Als besondere „Psychose“ wird z. B. auch die Extase abgehandelt. Als wesentliches Charakteristikum der Manie wird die motorische und intellektuelle Inkohärenz angeführt. Die chronische Paranoia stellt sich dem Verfasser einfach als die fortlaufende Transkription krankhafter Affektzustände dar u. dergl. m. Bei der durchgängigen Unzulänglichkeit der psychiatrischen Vorstudien fallen dann auch die Übertragungen auf die Psychologie des Geistesgesunden völlig unbrauchbar aus, obwohl allenthalben sogar Dichter, Mystiker, Bibel und Entwicklungsgeschichte zu Beiträgen herangezogen werden.

ZIEHEN (Jena).

WILLIAM W. IRELAND. **On Affections of the Musical Faculty in Cerebral Disease.** *Journ. of Mental Science.* Vol. XL. S. 354—367. (1894.)

Ausgehend von den bekannten Theorien SPENCERS und DARWINS über den Ursprung der Musik, kommt der Verfasser zu dem schon so oft erwähnten Resultate, daß Musik eine Gabe sei, die einen nur weit niederen Organismus benötige, als die Sprache. „Wenn die Intelligenz der Vögel durch Entwicklung des Gehirnes erhöht würde, dann würde aus ihrem Gesange eine Sprache entstehen“ (355). Verfasser macht dabei den ebenso oft begangenen Fehler, jede Tongebung als Musik zu betrachten. Meiner Ansicht nach würde Musik immer Musik bleiben, eine Erhöhung der Intelligenz könnte wohl zur Sprache führen, aber das wäre ganz unabhängig davon, ob früher eine Produktion musikalischer Töne stattfand oder nicht. Viel richtiger bemerkt der Verfasser später, daß „die ersten Spuren der musikalischen Begabung in jenen rhythmischen Bewegungen beständen, die bei Idioten der niedersten Klasse gefunden werden“. Nun, es müssen nicht gerade die rhythmischen Bewegungen der Idioten sein, in denen die Keime der Musik liegen, aber im Rhythmus oder richtiger im Taktgefühl überhaupt scheint auch mir der psychologische Ursprung der Musik zu liegen. Den Vogelsang kann man bei dieser Deduktion ganz unbeachtet lassen. Überdies hängt Musik als Gefühlsausdruck, der sie nun einmal ist, von denselben Gehirnpartien und Nervenbahnen ab, wie der automatische Ausdruck. Eine Tonproduktion kann also auch automatisch erfolgen, wenn von einer Thätigkeit der Intelligenz noch lange nicht oder längst nicht mehr die Rede ist. Direkt aber hat dieser musikalische Ausdruck weder mit höherer noch mit niederer Intelligenz etwas zu thun. Anders verhält es sich, wenn man unter Musik die Komposition (nicht Reproduktion) eines modernen musikalischen Kunstwerkes versteht. Dieser systematische Aufbau, die sorgfältige Ausarbeitung eines Musikstückes erfordert eine Vorstellungsgabe, eine Übersicht, ein Zusammenfassen und Auseinanderhalten von

Formen und Verteilen von Tonmassen, das ohne hohe Entwicklung des Gehirnes nicht zu denken ist. Mit dem Gefühl allein kommt man da nicht mehr aus. Es giebt eben verschiedene Arten, um nicht zu sagen Grade von Musik, zum mindesten wird Reproduktion (bloße Ausführung) und Produktion (Komposition) zu unterscheiden sein, worauf ich an anderer Stelle wiederholt aufmerksam gemacht habe. An solche Unterschiede hat Herr IRELAND leider nicht gedacht und kommt schließlich zu den schon wiederholt in verschiedenen Artikeln und Büchern hervorgehobenen Schlußfolgerungen: die musikalische Begabung gehe von beiden Hälften des Gehirnes aus, und es sei zweifelhaft, ob sie an eine bestimmte Stelle desselben gebunden sei. Sie bleibe auch nach Gehirnkrankheiten intakt (*survive after brain-diseases*). Das kommt nun, wie gesagt, darauf an, was man unter Musik versteht. Ich weiß keinen Fall, wo ein Komponist trotz der Folgen einer Gehirnkrankheit (es giebt deren zahlreiche berühmte Fälle) noch komponiert hätte.

Wertvoll sind zwei praktische Fälle, die der Verfasser zitiert. Ein 18jähriges Mädchen, dessen Sprachstimme schwach und heiser war, hatte nichtsdestoweniger eine klare Gesangsstimme. Der Fall wurde als hysterische Aphonie bezeichnet. Ein anderer Fall betrifft einen Mann, der den Ton einer Violine nicht von dem einer Trompete (!) unterscheiden konnte. Eine derartige Klangfarbenverwechslung ist meines Wissens einzig in ihrer Art. WALLASCHEK (London).

RICHARD LEGGE. **Music and the Musical Faculty in Insanity.** *Journ. of Ment. Science.* Vol. XL. S. 368—375. (1894.)

LEGGÉ untersucht zunächst den Begriff „Musical Faculty“ und zerlegt ihn in folgende Bestandteile: 1. relatives und absolutes Tongedächtnis; 2. emotionale Empfänglichkeit für den Einfluß der Musik; 3. Fertigkeit im Gesang und Spiel von Instrumenten; 4. Kompositionstalent. Diese Zerlegung scheint mir nicht ganz glücklich, zumal der Verfasser nicht sagt, ob er alle vier Bestandteile oder etwa nur einen als zur musikalischen Befähigung genügend erachtet. Keine der beiden Möglichkeiten läßt sich ohne weiteres bejahen; so steht das absolute Tongedächtnis in keinem direkten Verhältnis zur musikalischen Befähigung, auch nicht zum Kompositionstalent. Einige unserer größten Sänger sind unmusikalisch. Andererseits ist das relative Tongedächtnis in der Fertigkeit in Spiel und Gesang inbegriffen. Noch problematischer ist die weitere Bemerkung, daß ein musikalisches Gehör (*ear for music*) immer vorhanden sei, „wenn man darunter die Fähigkeit versteht, zwischen hohen und tiefen Tönen zu unterscheiden“. Kennt denn der Verfasser die Tontaubheit nicht? „Wo ein musikalisches Gehör vorhanden ist,“ heißt es weiter, „da giebt es auch einen Sinn für Rhythmus“. (369.) Nun heißt musikalisches Gehör jedenfalls etwas ganz anderes als oben, aber was? „Eine Person, die kein Gehör hat (*with no ear*), kann wahrscheinlich sagen, welcher von zwei ihr vorgespielten Tönen der höhere ist, aber sie wird eine geringe oder gar keine Vorstellung haben von dem Intervall zwischen beiden.“ Die Kenntnis des Intervalls ist jedoch nicht bloß Sache des Gehörs, sondern des Studiums und der Übung. Wie soll